Zeitschrift: Die : Lesbenzeitschrift
Herausgeber: Die
Band: - (1999)
Heft: 11

Artikel: Für Echtheit wird garantiert
Autor: Kwella, Sigrid / Wiese, Birgit
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-631023

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Für Echtheit wird garantiert

«Ist das echt?» Eigentlich war ich gerade auf dem Wege zur Damentoilette, als zwei verwunderte Frauenaugen mir deutlich signalisierten, dass diese Frage durchaus ernst gemeint war. Halloween, das Fest der Geister und Dämonen, hält so manch seltsame Verkleidung parat. Aber dass meine Erscheinung irrtümlicherweise als Halloween-Scherz abgetan werden könnte, war mir neu. «Meine Hände sind dort, wo sie sich seit dem Tage meiner Geburt befinden: oben an den Schultern!» Die Frau wandte sich peinlich berührt ab und verschwand in der Menge.

Diese Begegnung, die sich im Oktober 1996 auf dem Berliner Halloween-Lesben- und Schwulenball zugetragen hatte, machte mir mal wieder schmerzlich bewusst, dass auch die Frauentoleranz ihre Grenzen unterhalb meiner Schultern zu haben scheint. Miss Perfect, das hauptsächlich durch den männlichen Blick geprägte weibliche Ideal der heterosexuell lebenden Mehrheit, macht offenbar auch vor der Lesbendisco nicht halt.

Auch hier verspüre ich sie, die mitleidigen Blicke, die mir zugeworfen wurden, als ich noch als heterosexuelle Frau mein Leben mit einem nichtbehinderten Mann teilte. Wobei sich mir aber oftmals der Verdacht aufgedrängt hat, dass dieses Mitleid eher meinem Mann und meinen zwei Kindern als mir gegolten hat.

In einer Gesellschaft, die Frauen immer noch einen Stellenwert zuweist, der sich aus männlich bestimmten Normen und Werten ergibt, ist die Existenz behinderter Frauen nach wie vor eine Frage der Duldung. Während Partner-Innenschaften zwischen behinderten Männern und nichtbehinderten Frauen zumeist auf grosse gesellschaftliche Akzeptanz stossen, erreichen behinderte Frauen, die aus diesem vorgefertigten Bild herausfallen, schnell die Grenze sämtlicher Toleranzen. Insbesondere, wenn sie es dabei auch noch «wagen, Kinder in die Welt zu setzen».

Nach meinem Coming-out vor zwei Jahren hatte ich daher die Hoffnung, dass sich diese schmerzlichen Erfahrungen nicht wiederholen würden. Unter lesbischen Frauen, die auch verstärkt unter den Diskriminierungen einer männlich geprägten gesellschaftlichen Sichtweise zu leiden haben, würde eine gewisse Sensibilität gegenüber anderen gesellschaftlichen Randgruppen vorherrschen – zumal ich davon ausgegangen war, dass die Frauensolidarität nach wie vor hochgehalten wird. Zu meinem Bedauern stellte sich diese Annahme jedoch schnell als Trugschluss heraus. Auch hier stosse ich auf die allseits bekannten Vorurteile und Ausgrenzungsmechanismen. Sie sind in ihrer Härte und Offenheit zwar längst nicht so stark, wie ich sie zuvor als heterosexuelle behinderte Ehefrau und Mutter empfunden und erfahren habe, aber sie kommen auf einer subtileren Ebene deutlich zur Geltung. Seien es nun die mitleidigen Blicke, das aufgeregte Getuschel oder das vorsichtige In-meine-Richtung-Deuten; alle diese Gesten zeigen mir, auch hier bin ich etwas Anderes, etwas Exotisches, das nicht in das übliche Bild hineinpasst. Wobei ich vielleicht zur Ergänzung noch bemerken muss, dass ich – im Gegensatz zu meiner Armkürze – mein Haar lang trage. Eine Äusserlichkeit, die mich noch zusätzlich aus dem klischeehaften Rahmen rausfallen lässt, der impliziert, dass Lesben in erster Linie durch kurze Haare zu erkennen sind.

Da hilft es auch nicht, dass ich durch meine kontaktfreudige und offene Art schnell Berührungsängste abbauen und Freundschaften schliessen kann. Freundschaften, in denen zwar tiefe emotionale Bindungen bestehen, die aber in Fragen der Partnerinnenschaft sofort ihre Grenzen erfahren. Diese Grenzen sind für mich auf den ersten Blick oftmals nicht nachvollziehbar, und bei weiterem Nachfragen offenbaren sich nicht selten Erklärungen, deren Vordergründigkeit für mich deutlich spürbar ist. Deshalb drängt sich mir immer stärker der Verdacht auf, dass meine Behinderung auch für nichtbehinderte Frauen ein wichtiges Kriterium ist für die Entscheidung für oder gegen eine Partnerinnenschaft mit mir – auch wenn letztlich andere Gründe angegeben werden.

Hinzu kommt, dass viele Frauen (wie voher auch die Männer) mich erst gar nicht als erotische Frau, sondern vielmehr als neutrale gute Freundin wahrnehmen. Auch die eindeutigsten Signale, die jede andere Frau als Zeichen des «Anbaggerns» erkennen würde, werden bei mir als Nettigkeit eingeschätzt.

Unter dem Strich bleiben verschiedene Erkenntnisse: Flirten ohne Grenzen ist erlaubt, denn auch in der lesbischen Welt scheine ich ausserhalb der Konkurrenz zu laufen. «Mit dir kann ich ja flirten, denn meine Frau wird ja ohnehin nicht eifersüchtig auf dich!» Diese Äusserung, die ich von einer guten Freundin vernehmen musste, nachdem ich beim Standardtanz heftig mit

ihr geflirtet hatte, war für mich die endgültige Bestätigung, dass auch gute Freundinnen nicht wahrnehmen wollen, in welcher Form sie verletzen. Derartige Äusserungen zeigen nicht nur deutlich auf, dass auch sie mich nicht als Frau mit einer subjektiven Sexualität begreifen, sondern offenbaren noch eine ganz andere Ebene: Sie reduzieren mich auf ein Objekt, an dem andere Frauen ihre eigene Begehrenswürdigkeit gefahrlos aufwerten können.

Das lässt für mich die Annahme zu, dass die allgemein vorherrschende Angst, nicht dem geforderten Idealtypus einer Partnerinnenschaft zu entsprechen, vielfach auch in Lesbenkreisen vorhanden ist. Auch Lesben wollen scheinbar eine ganze Partnerin. Die hier beschriebenen Situationen und weitere Erfahrungen, die ich gemacht habe, deuten für mich auf das Vorhandensein dieser Angst und auf daraus resultierende Ansprüche hin, die aufgrund allgemein fehlender Auseinandersetzung mit dem Tabuthema Behinderung jedoch niemals offen ausgesprochen werden. Dabei könnte gerade ein offenes und ehrliches Wort die Chance eröffnen, Ausgrenzung und Vorurteile zu thematisieren, um somit die vorhandenen, unsichtbaren und unausgesprochenen Grenzen zu überwinden.

Dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, eines Tages der Frau zu begegnen, für die Liebe, Geborgenheit und Vertrauen nicht eine Frage der Armlänge ist.

Sigrid Kwella und Birgit Wiese

Leicht veränderter Nachdruck aus: «die randschau. Zeitschrift für Behindertenpolitik», Nr. 2/98.

Tiefschläge

Sechsmal weib-weibliche/lesbische[1] «Erotik» zum Abgewöhnen

1

Eine «Internatsleiterin» schreibt erotische Texte über ihre Schülerinnen – ihre eigene Tochter inbegriffen –, die sie diesen an Festen vorträgt. Solchen, die zu Konkurrentinnen wechseln, macht sie bittere Vorwürfe wegen ihrer Treulosigkeit. Möglicherweise war auch die «sexuelle Initiation» der Schülerinnen Teil ihrer «Arbeit»[2].

2

Bald zwei Jahrtausende später wird sie aufgrund dieser Gedichte zur Urmutter aller frauenliebenden Frauen erkoren, die sich mit Stolz lesbisch nennen. Um eventuelle Probleme mit der Frage nach sexueller Ausbeutung aus dem Weg zu räumen, verwandeln manche ihrer Verehrerinnen diese Schülerinnen in ihren Texten kurzerhand in Frauen[3]. Oder nehmen sich stolz ein Beispiel an ihr, propagieren Mädchenvergewaltigung durch Frauen und bezeichnen ihre Vorstellung von Sexualität nicht zu Unrecht mit «Sapphistrie»[4]. Oder sie umhüllen das Ganze mit einem matriarchalen Glorienschein und entdecken ihre Spiritualität durch die mütterliche sexuelle Ausbeutung von Töchtern[5].

3

Wir sitzen in der Kneipe. Ich kenne sie kaum. Sie erzählt mir von ihrem Mann, mit dem es ihr gutgeht und den sie schon mit 19 geheiratet hat. Ich oute mich. «Oh, ich wollte schon immer mal wissen, wie das mit Brüsten ist», sagt sie und rutscht gleich ein Stückchen näher. Ich bin leicht verdattert, und es fällt mir keine bessere Antwort ein, als dass ich nicht an Affären mit glücklich verheirateten Frauen interessiert bin. Beim nächsten Wiedersehen kriege ich eine stürmische Umarmung und einen Kuss auf den Mund.

4

Ich bin seit einem knappen Jahr in Therapie. Es geht vor allem um die sexuelle Ausbeutung durch meinen Vater und meine Mutter. Die Therapeutin wurde mir von der Beratungsstelle für vergewaltigte Frauen und Mädchen empfohlen. Die Stunde ist sehr intensiv, und ich wage allmählich, ein wenig Schmerz auszudrücken. Zum Abschied gibt mir die Therapeutin nicht wie üblich die Hand, sondern einen Wangenkuss und eine Umarmung. Ich fühle mich benutzt und vergesse den Vorfall schnell wieder – eine Fähigkeit, die ich noch aus Kindertagen gut beherrsche.

An meinen Schmerz komme ich in der Therapie nicht mehr heran und beschliesse zwei Jahre später, die Versuche aufzugeben. Da gibt mein Gedächtnis das verschluckte Stück Erinnerung wieder frei. Ich erschrecke, bin aber fest überzeugt, dass sich das klären lässt. Es war die letzte Stunde meiner Therapie. Ich komme nicht dazu, viel zu sagen, aber dafür erfahre ich von meiner Therapeutin, dass sie das bei mir nie getan habe, auch wenn sie es bei anderen schon mal tue, und dass ich mir das nur einbilde und von meiner Mutter auf sie projiziere, abgesehen davon, sagt sie, sei